

Als die Universität Innsbruck vor nicht einmal zwei Jahren beschlossen hat, gemeinsam mit dem Land Tirol eine Offensive im Bereich der Informationstechnologie (IT) zu starten, waren zunächst viele skeptisch, ob die Universität dafür flexibel genug sei. „Wir wollen eine Oase in der IT-Wüste schaffen“, war der Slogan, und die ehrgeizigen Pläne sahen vor, ein Institut für Informatik zu gründen, eine entsprechende Studienrichtung einzurichten und durch interne Umschichtungen einen Teil der notwendigen Stellen (Professoren, Assistenten und Techniker) zu gewährleisten. Allen Unkenrufen zum Trotz ist es gelungen – dank der Überzeugungskraft des Rektorenteams, insbesondere Rektor Hans Moser und Vizerektor Manfred Gantner – einen gemeinsamen Schwerpunkt im Bereich der Informatik zu schaffen und einen Teil der notwendigen Stellen entsprechend zu widmen.

INTEGRIERTES KONZEPT

Daraufhin hat eine engagierte Arbeitsgruppe um die Professoren Pfeifer, Blatt und Hellebrand, beraten durch Prof. Bruno Buchberger, einen

„Wir werden einiges auf die Beine stellen.“

modernen und attraktiven Studienplan entworfen. Dieses gezielte und für österreichische Universitäten beispielhafte Vorgehen hat auch im Ministerium dazu geführt, die Innsbrucker Pläne zu unterstützen. In gemeinsamen Verhandlungen mit dem Land Tirol wurde daher zunächst eine Anschub- und für die Zukunft sogar eine Dauerfinanzierung dieses neuen Schwerpunktes gesichert. Ein wichtiges Argument in diesen Verhandlungen war auch, dass es der Universität Innsbruck gelungen ist, das Management Center Innsbruck (MCI) ins

Ein großer Schritt für Tirol

Am 1. Oktober startet das neue Informatikstudium an der Universität Innsbruck

uni & tirol



it Informationstechnologie

universität
innsbruck

Informatik
an der Uni Innsbruck

Boot zu holen und ein weitsichtiges Konzept vorzulegen, das neben dem Universitätsstudium auch darauf abgestimmte Fachhochschulstudiengänge einplant. Nun stehen alle in den Startlöchern und am 1. Oktober 2001 wird das neue Informatikzeitalter an der Universität

Innsbruck anbrechen. Das Institut ist bereits gegründet und der Studienplan bedarf nur mehr der formellen Begutachtung. Frau Prof. Sybille Hellebrand, Vorstand des neuen Instituts für Informatik: „Wir arbeiten auf Hochdruck, denn zur Zeit sind sechs Professorenstellen neu zu besetzen. Die

unglaubliche Bewerberzahl von 283 Personen aus aller Welt zeigt, wie attraktiv der Standort und die Grundvoraussetzungen in Innsbruck sind.

Kontakt Homepage:
informatik.uibk.ac.at

E-mail: IT@uibk.ac.at
Hotline: 0512/507-6107

Ich bin überzeugt, dass wir mit diesem Elan schon in relativ kurzer Zeit einiges auf die Beine stellen werden, da werden wir uns auch von der einen oder anderen Anfangsschwierigkeit nicht abhalten lassen.“

MODERNES STUDIUM

Auch beim Studium selbst geht man in Innsbruck moderne Wege. Die Grundlage bietet ein dreijähriges Bakkalaureatsstudium, das sich vom FH-Studiengang darin unterscheidet, dass die Studierenden hier eine universelle Informatikausbildung erhalten und daher später als Allrounder

„Universelle Informatikausbildung für die Studierenden“

einsetzbar sind. In der Folge besteht die Möglichkeit, in drei weiteren Jahren den Master und – für wissenschaftlich Ambitionierte – in noch mal zwei Jahren ein Doktorat darauf zu setzen. Nun ist es wichtig, dass alle Interessierten möglichst schnell und umfassend die notwendigen Informationen erhalten. Das Institut für Informatik hat dazu eine entsprechende Homepage eingerichtet. Natürlich gibt es auch eine spezielle E-mail-Adresse und eine Telefonhotline, wo die brennendsten Fragen beantwortet werden können. Ernsthaft Interessierte sollten das entsprechende Voranmeldeformular ausfüllen, das zwar die offizielle Inskription nicht ersetzt, aber für die Planung im Herbst sehr hilfreich ist.

Die Universität Innsbruck hat hier in diesem auch für die Zukunft Tirols so wichtigen Bereich gezeigt, dass sie sehr schnell und problembewusst agieren kann. In einer gemeinsamen Anstrengung mit dem Land Tirol, aber auch mit dem Ministerium, ist damit der Grundstein für e-Tirol gelegt.

vorwort des rektors



Liebe Leserinnen und Leser,

für eine moderne, zukunftsorientierte Universität ist es wichtig, dass sie nicht losgelöst von ihrem Umfeld vor sich hinlebt, sondern dass sie immer wieder in einen Dialog mit der Bevölkerung tritt. Nicht immer gelingt uns das so, wie wir das gerne hätten, aber gerade die vergangenen Wochen machen mich sehr zuversichtlich: Zunächst haben wir unser Versprechen eingelöst und werden – dank der Unterstützung des Landes Tirol und seiner Wirtschaft sowie des Bundes – bereits im kommenden Wintersemester ein Informatikstudium anbieten. Dies war möglich, weil alle Beteiligten mit sehr viel Engagement an einem Strang gezogen haben. Mag sein, dass es zu Beginn noch das eine oder andere Problem gibt. Das ist bei einem so großen Vorhaben immer möglich. Die Richtung stimmt auf jeden Fall und unsere Experten werden diese Probleme lösen.

Ein weiterer Grund für diese Zuversicht ist der große Erfolg der „Innsbrucker Sprachenmeile“. Trotz wirklich widrigster Wetterverhältnisse haben mehrere Tausend Besucherinnen und Besucher unsere Einladung angenommen und diese zwei Tage zu einem großen Erlebnis für uns alle gemacht. Ich danke dafür allen, die besonders an der Geisteswissenschaftlichen Fa-

kultät, aber auch darüber hinaus, mit sehr viel Engagement zum Gelingen beigetragen haben. Selbst als guter Kenner der Uni Innsbruck war ich von der Kreativität überwältigt und ich denke, wir sollten dies künftig mehr nutzen.

Nach einem turbulenten Studienjahr kehrt – jedenfalls vordergründig – auch bei uns etwas Ruhe ein und viele Universitätsangehörige nutzen diese Zeit, neben einem Urlaub vor allem liegen gebliebene Arbeiten zu erledigen. Ob das die Studierenden sind, die verstärkt ihre Seminar- und Diplomarbeiten fertig stellen und im Rahmen von Praktika oder Ferialjobs ihr Wissen bzw. ihr Portemonnaie aufbessern, die Wissenschaftler, die sich nun uneingeschränkt ihrer Forschung widmen können oder alle anderen, die dafür sorgen, dass die Universität Innsbruck im Herbst wieder voll durchstarten kann.

Ich wünsche Ihnen einen schönen Sommer und ebenfalls einige erholsame Tage.

Herzlich Ihr



Hans Moser, Rektor der Universität Innsbruck

Inserate sind ein sprachlicher Spiegel der Sozialgeschichte

Flotter Sekretär mit schöner Handschrift gesucht.



uni & gesellschaft

Kammerjungfern, Adressenschreiber oder Cichorienbrenner wären heute schwerst vermittelbare Fälle beim AMS. Vor hundert Jahren waren diese Berufe ebenso gefragt, wie das „Mädchen für Alles“, dessen Berufsbezeichnung zumindest offiziell heute nicht mehr geführt wird. Die Germanistin Prof. Lorelies Ortner hat über 50.000 Zeitungsanzeigen der letzten hundert Jahre sprachgeschichtlich unter die Lupe genommen.

Stellenangebote und Zeitungsannoncen insgesamt sind sehr empfindliche Messinstrumente für die Lebens- und Arbeitswelt, für die Umstrukturierung der Gesellschaft und ihrer Werte, für die Alltagskultur im Allgemeinen. „Die Erforschung dieser Ge-

der „Reichspost“, jeweils aus den Jahren 1895 bis 1919. Diese wurden mit 25.000 modernen Anzeigen aus der „Presse“, dem „Kurier“ und der „Neuen Kronen Zeitung“ aus den Jahren 1980 bis 2000 sowie dem „Standard“ (ab dessen Gründung 1988) verglichen. Analysiert wurden sprachliche Normen, Kommunikationsstil, Wortschatz, Format und Layout sowie Rollenbilder und Stereotype in Stellen-, Waren-, Heirats- und Todesanzeigen. Der Vergleich zeigt nicht nur, dass es in den vergangenen hundert Jahren zu gewaltigen Umbrüchen in der Arbeits- und Lebenswelt gekommen ist. Die Sprache von Anzeigen gibt auch Einblick in die Qualitäten und Werte, die in einer bestimmten Gesellschaft gefragt sind, und in die Art und Weise, wie man kommuniziert. „Der Wandel der Berufsbilder, die beiden Weltkriege und Sprachregelungen im Zusammenhang mit dem Österreichischen Gleichbehandlungsgesetz sind unter anderem für den Sprachwandel verantwortlich“, so Ortner. Besonders seit den 70er Jahren haben sich Form, Wortwahl und Formulierung von Anzeigen rasant verändert. Die bescheidene, platz- und textsparende Anzeige der Jahrhundertwende wurde von aufwendigen Einschaltungen mit viel freiem Raum abgelöst. „Früher waren Anzeigen weitgehend im trockenen Stil der Information abgefasst. Heute haben Anzeigen meist Werbecharakter, die

öffentliche Selbstinszenierung nimmt stark zu“, so Ortner.

AUSDRUCK DES WANDELS

Während derzeit Headhunting in aller Munde ist, „bitten“ Arbeitnehmer vor hundert Jahren per Anzeige noch darum, „in besserem Hause unterzukommen“. Stellensuchende um 1900 charakterisierten sich häufig sehr unterwürdig mit den damals begehrten Qualitäten „tüchtig“, „solide“, „streng sittlich“, „besser“ oder „anständig“. Heute ist man „innovativ“, „flexibel“, „dynamisch“ oder „teamfähig“. Beindruckend ist die Veränderung der Berufsbezeichnungen in nur 100 Jahren. Aus dem „Extramädchen“ ist eine „Raumpflegerin“ geworden, aus der „Herrschaftskinderfrau“ die „lustige Kindertante“ und das Wort „Agent“ ist bei uns reserviert für 007. Für Schinken-, Rum- oder Weinagenten wären nun „Trader“ oder „Sales Manager“ standesgemäße Bezeichnungen und der „Inseraten-Agent“ von einst heißt jetzt „Anzeigenkontakter“. Manchmal gehören sowohl Berufe als auch Berufsbezeichnungen bereits der Vergangenheit an: Statt eines „flotten Stenographen mit schöner Handschrift“ wird gegenwärtig ein „EDV-Profi mit angenehmer Telefonstimme“ gesucht, und auch „Gewehrpfropfenschläger“, „Birnholzpfleifendrehler“, „Korkstoppelschneider“ oder „Miederstickerinnen“ sind ver-



schwunden. „Dass die Berufswelt noch immer nicht für beide Geschlechter gleich ist und dass Frauen in niedriger qualifizierten Positionen arbeiten, wird nicht zuletzt durch die Sprache der heutigen Stellenanzeigen bestätigt“, betont die Wissenschaftlerin.

„ORIGINAL“ ALS PRÄDIKAT

Bei Warenanzeigen um 1900 gehörten Echtheitsbeteuerungen zum fixen Repertoire. Grund dafür waren häufige

Marken- und Patentrechtsverletzungen. Hochkonjunktur hatte daher die Verwendung des Zusatzes „Original“, von der „Original-Pasta-Pompadour“ bis zum „Original-Muskelstärker“. Alte Werbeanzeigen sorgen nicht selten für Erheiterung, denn ein „vollkommen geruchloses Patent-Zimmer-Closet“ wird derzeit wohl eher nicht den Markt revolutionieren. In Todesanzeigen hat sich am wenigsten geändert. Einst wie jetzt ist der Betrauerte „sanft/selig im Herrn entschlafen, sanft entschlummert, dahingeschieden, in ein besseres Jenseits abgerufen“ worden. Auch wenn archaische Formulierungen wie „die entseelte Hülle des theuren Verblichenen wird zu Grabe getragen“ nicht mehr verwendet werden: Starre Sprachformeln vermitteln auch in heutigen Todesanzeigen den Stil gefrorener Emotion, nur selten weicht man ab von bekannten Mustern. Dass Anzeigen ein Gradmesser für Veränderungen der Gesellschaft und ihrer Sprache sind, beweist auch die frühe Verwendung englischer Fremdwörter. Während 1900 – noch ganz ans Französische angelehnt – der „Comptoirist mit reputierlicher Contenance“ (d.h. ein ehrbarer Angestellter der kaufmännischen Verwaltung) gesucht wird, erfolgte in Werbeanzeigen teilweise bereits sehr früh die Ablöse französischer und italienischer Fremdwörter durch englische: „Binder's Waffenräder – Waffen-Free-Wheels – Waffen-Motocycles – Ever ready!“ Vieles lässt sich aus Inseraten herauslesen, aus einer unscheinbaren Textsorte, die historisch übrigens als derart wertlos galt, dass in der Österreichischen Nationalbibliothek viele Zeitungsexemplare ohne den Anzeigenteil archiviert wurden.



brauchstexte als sprachliche Momentaufnahmen des Alltagslebens ermöglicht einen völlig anderen Blick auf die Kultur- und Sozialgeschichte Österreichs, als es traditionelle historische Analysen zulassen“, betont die Wissenschaftlerin.

AUFWENDIGE RECHERCHE

Sie hat im Rahmen ihrer umfangreichen Forschungsarbeit zusammen mit Susanne Lichtmanegger, Bernadette Rieder, Jutta Schrattenecker, Katarina Ortner und Hans Moser über 50.000 Anzeigen gesammelt und ausgewertet. Rund 25.000 Annoncen stammen aus der „Neuen Freien Presse“, dem „Wiener Tagblatt“, der „Arbeiter-Zeitung“ und

uni & studium

ÖH INNSBRUCK WIRD BUNTER

Bei den ÖH-Wahlen im Mai verlor die bürgerliche Aktionsgemeinschaft (AG) ihre absolute Mehrheit. Zum ersten Mal in der Geschichte wird die Innsbrucker ÖH von einer „Ampelkoalition“ unter der Leitung einer Frau geführt.

Nach der Überraschung bei den Wahlen zur Innsbrucker Universitätsvertretung, muss nun die Aktionsgemeinschaft die nächsten zwei Jahre auf der Oppositionsbank verbringen. Eine bunte Koalition aus der Plattform unabhängiger Fach-

schaftslisten – Grüne und Alternative StudentInnen (PUFL-GRAS), dem Verband Sozialistischer StudentInnen Österreichs (VSStÖ) und des Liberalen Studentinnen und Studentenforums (LSF) bildet die neue ÖH-Exekutive. Am 11. Juni wurden

Eva Konrad (PUFL-GRAS), Alex Brandstätter (LSF) und Heidi Blum (VSStÖ) zum neuen Vorsitzenden-Team bestellt.

Die AG büßte bei den Wahlen von 15. – 17. Mai zwei Mandate ein und hält nun bei 8 Mandaten in der Innsbrucker Universitätsvertretung. Um jeweils ein Mandat verbessert haben sich die PUFL-GRAS (5 Mandate) und der VSStÖ (3 Mandate). Das LSF konnte seine zwei Mandate ebenso halten wie der Ring Freiheitlicher Studenten (RFS) das seine.

Im Vergleich zur letzten Wahl 1999 ist die Wahlbeteiligung in Innsbruck leicht gestiegen (+3,5%) und lag bei knapp 30%.

Seit Bestehen der ÖH hatten die Aktionsgemeinschaft und ihre Vorläuferorganisationen die absolute Mehrheit im Innsbrucker Studentenparlament gestellt. Aufgrund der bundesweiten Verluste der AG wird auch die Bundesvertretung der ÖH in den nächsten zwei Jahren von einer grün-rot-dunkelroten Koalition angeführt.



Axel Brandstätter, Eva Konrad und Heidi Blum

Ein Fest der Vielfalt



Trotz schlechten Wetters war die Innsbrucker Sprachenmeile am 9. und 10. Juni ein voller Erfolg. Die zahlreichen Besucher erfreuten sich an den farbenprächtigen Darbietungen im Zentrum von Innsbruck.

uni & kultur

Rektor Prof. Hans Moser brachte es auf den Punkt, als er die Frage der kulturellen Vielfalt umschrieb: „Sprache verbindet und Sprache trennt“. In der Woche der Sprachen, die am Wochenende vom 9./10. Juni mit der Innsbrucker Sprachenmeile endete, überwog das Verbindende. Im Rahmen des Europäischen Jahres der Sprachen veranstaltete die Universität Innsbruck gemeinsam mit zahlreichen Partnern (Stadt Innsbruck, Congress Innsbruck, Französisches und Italienisches Kulturinstitut u. v. m.) ein buntes und vielfältiges Programm. An verschiedenen

Standorten im Zentrum Innsbrucks präsentierten sich Kulturen und Sprachgemeinschaften auf unterschiedlichste Weise.

Das Programm der Sprachenmeile reichte von einem „Europaquiz“ für Schulen über eine öffentliche Übungskonferenz zum Simultandolmetschen bis hin zu einer Podiumsdiskussion zum Thema „Mehrsprachige Erziehung“. Außerdem fanden Minisprachkurse und eine Woche des Internationalen Films statt. Der bekannte kanadische Autor Alberto Manguel las aus seinen Werken und erzählte anlässlich des Kanadatages aus seinem Leben als Weltenbummler. Aber auch für das leibliche Wohl war gesorgt:



In Kooperation mit der Innsbrucker Gastronomie wurde eine „Kulinari-sche Reise“ veranstaltet, bei der die Liebe zu anderen Kulturen sprichwörtlich durch den Magen ging. Als Höhepunkt boten über 70 Gruppen

Kleinkunst, Pantomime, Tanz, Gesang. Vor dem Goldenen Dachl fand ein Festival der sprachlichen und kulturellen Vielfalt zum Thema Toleranz statt: Hier trugen in Tirol akkreditierte Honorarkonsuln Texte in der Sprache jenes Landes vor, das sie vertreten. Musik- und Tanzdarbietungen sorgten dabei für Abwechslung. Trotz des anhaltenden Regenwetters verfolgten sowohl die Innsbrucker als auch zahlreiche Gäste das bunte Treiben in der Stadt mit viel Interesse. Das Sonntagsprogramm musste wetterbedingt in die Theologische Fakultät verlegt werden. Dort strömten die Besucher durch die verschiedenen Veranstaltungssäle und genossen den

„Reigen der Nationen“ mit Texten und Musik aus Indien, Persien, Thailand, China, Japan, Ungarn, Griechenland und Ghana. In der Cafeteria lasen Autoren Texte in verschiedenen Sprachen. Ein Sindbad-Spiel führte auf eine kurzweilige Reise rund um die Welt.

Mit diesem Fest konnte die Universität Innsbruck gemeinsam mit ihren Partnern ein deutliches Zeichen für die Toleranz unter den Menschen setzen und der Innsbrucker Bevölkerung die Vielfalt der Kulturen und Sprachen näher bringen. Von vielen wurde der Wunsch geäußert, die Universität möge diese Veranstaltung auch in den kommenden Jahren weiterführen.

uni & forschung

„LIEBESGEFLÜSTER“ DER KRABBen

BALZEN REVOLUTIONIERT DIE EVOLUTIONS BIOLOGIE

Während die Evolutionsbiologie des modernen und gestressten Europäers beim Besuch von Flirtseminaren angelangt ist, gestaltet sich der Kontakt zum anderen Geschlecht im Tierreich spontan und erfolgreich. Zu den erfolgreichsten „Flirtern“ zählen die Männchen der Winkerkrabben. Diese „Casanovas“ des Tierreiches wurden mit erstaunlichen Ergebnissen vom Institut für Zoologie der Universität Innsbruck erforscht.

„Bei den Männchen dieser auffallenden Krabbenart ist eine der Scheren extrem groß entwickelt und bunt gefärbt. Dieses Werkzeug, dem die Meeresbewohner ihren Namen verdanken, kann die Hälfte des Gesamtgewichtes eines Tieres ausmachen. Die Schere wird zum Balzen verwendet, aber auch zum Kampf gegen Rivalen“, so Prof. Christian Sturmbauer. Der Wissenschaftler beschäftigt sich seit 1992 mit der Evolution der Winkerkrabben, die er mit Hilfe molekulargenetischer Techniken rekonstruiert. Das bedeutendste Ergebnis der bisher abgeschlossenen Forschungsarbeiten bringt eine der wichtigsten Darwinschen Thesen

der Evolutionstheorie ins Wanken: Bisher wurde angenommen, dass „komplexe Merkmale“ – z. B. das variantenreiche Verhalten beim Anlocken von Weibchen oder beim Brüten – nur bei sehr hoch entwickelten Tieren auftreten. „Es wurde davon ausgegangen, dass mit steigender Komplexität eines neu entstandenen Merkmals auch die Wahrscheinlichkeit zunimmt, dass dieses nur einmal „erfunden“ wurde. Auf die Winkerkrabben angewandt, bedeutet dies, dass man alle Arten mit kompliziertem Fortpflanzungsverhalten auf einen einzigen Vorfahren zurückführt. Dies würde alle Arten mit komplexem Verhalten zu einer

nahe verwandten Gruppe machen“, so Sturmbauer. Seine molekulargenetischen Forschungen beweisen das Gegenteil. Eine Reihe von Arten der Winkerkrabben aus dem Indopazifischen Raum wurde bisher verhaltensmäßig und stammesgeschichtlich als „komplex“ klassifiziert, weil diese dieselben „Finessen“ bei der Balz und beim Brüten haben wie die Arten an der mittelamerikanischen Küste. Sie haben ihre abgeleiteten Merkmale aber parallel und unabhängig von ihren mitelamerikanischen „Kollegen“ erworben. „Die nach wie vor anerkannte These der Evolutionsbiologie, laut der Merkmale im Laufe der stammesgeschichtlichen Entwicklung zwangsläufig komplexer werden, ergab sich in diesem Fall als Trugschluss. Unsere Ergebnisse zeigten, dass auch hochkomplexes Brutverhalten mehrere Male unabhängig voneinander entstehen kann. Für das Verhalten ist



Das Männchen der Winkerkrabbe ist ein wahrer „Casanova“.

daher nicht die Stellung in der Stammesgeschichte verantwortlich; dies schlaggebend sind ökologische Faktoren, wie im Falle der Winkerkrabben der „Selektionsdruck“ zur besseren Spezialisierung aufs Landleben, welches auch kompliziertere Brutstrategien erfordert. Stammbäume, die die Bedeutung einzelner Merkmale bei Tieren überbewerten, stehen auf schwankendem Boden“, so Sturmbauer.

Diese Erkenntnis ist nach Angaben des Wissenschaftlers natürlich auch auf andere Tierarten anzuwenden.

Der Wissenschaftler, der sich weiter mit dem Problemkreis der Artenentstehung beschäftigt, schlägt als wissenschaftlich haltbareres Fundament für zukünftige evolutionsbiologische Analysen vor, die Entstehung verschiedener Spezialisierungen auf der Basis von molekularen Stammbäumen zu rekonstruieren.

Fazit: Die Flirt-Qualität und ihre Folgen ermöglichen jedenfalls im Tierreich keine Aussage über den Status der stammesgeschichtlichen Entwicklung.

05 12-507-40 61 Sprachtelefon, Grüß Gott!

Woher stammt mein Nachname? Was heißt der in ganz Tirol gepflegte Huangart eigentlich wirklich? Und wie schreibt man die chinesische Sportart Tai ji? Auskunft gibt das Sprachtelefon der Uni Innsbruck.

menschen & wissenschaft

Die Idee hatte er vor einigen Jahren in Amsterdam. „Da gibt es an der Uni ein Sprachtelefon für Niederländisch“, erinnert sich der Sprachwissenschaftler Manfred Kienpointner an den Ursprung der Innsbrucker Sprachauskunft, die seit Jänner 1999 kostenlos angeboten wird. Kienpointner sieht im Sprachtelefon eine Serviceeinrichtung, in der die Ressourcen und das Wissen der Geisteswissenschaftlichen Fakultät direkt von der Bevölkerung genutzt werden können.



Ob telefonisch, per Fax oder via Email, die Experten rund um Prof. Kienpointner beantworten die Fragen nach Herkunft von Worten und Namen immer gleich gerne.

Über 500 Anfragen hat es seit dem Start gegeben, der Großteil davon betrifft Eigennamen. „Viele Menschen wollen wissen, was ihr Nachname bedeutet und woher er stammt“, erklärt Kienpointner, der mit drei anderen InstitutsmitarbeiterInnen Rede und Antwort steht. Aber auch Anrufe vom Standesamt erreichen das Innsbrucker Sprachtelefon, meist mit der Frage, ob

der von den Eltern für ihr Kind gewünschte Vorname auch ein gebräuchlicher Name ist – so verlangt es der Paragraf 21 Absatz 2 des Personenstandsgesetzes. Hauptsächlich geht es um bei uns unbekannte Vornamen aus dem arabischen, slawischen und asiatischen Raum. Gesucht

wird dann via Internet oder in der institutseigenen Fachliteratur, eine Hilfe sind auch die vielen Lehrbeauftragten des Instituts: Von Albanisch über Chinesisch bis zu Ungarisch, Arabisch und Hebräisch können zahlreiche Sprachen an der Innsbrucker Sprachwissenschaft gelernt

werden. Kienpointner kann sich aber auch an kuriose Fälle erinnern. So wollte ein Elternpaar ihre Tochter Lakota nennen, eine Bezeichnung für eine Sprache der Sioux-Indianer. Sogar Demi wurde gewünscht, ein Vorname, den die Sprachwissenschaftler trotz ausführlicher Recherche nicht finden konnten – außer bei der Schauspielerin Demi Moore. „Durch ihre Bekanntheit bin ich aber überzeugt, dass inzwischen hunderte Mädchen in den USA Demi heißen, es also ein gebräuchlicher Vorname ist“, ist sich Kienpointner sicher. Seltener sind die Fragen zu Rechtschreibung und Grammatik. Wie der Plural von Quiz lautet (Quiz), was die Bezeichnung GI in der US Army bedeutet (Abkürzung von „Government Issue“, d.h. etwas, was von der Regierung zur Verfügung gestellt oder ausgegeben wird) und woher der „Huangart“ stammt. „Aus dem Mittelhochdeutschen“, erläutert Kienpointner. Der „Heimgarten“ war ein eingefriedeter Garten, in dem sich die Dorfbewohner zu Spiel und Unter-

haltung trafen, zum Huangarten eben (so der Germanist und Mittelalterspezialist Max Siller in einem Aufsatz zum Begriff „Heimat“ im Mittelalter). In diesem Fall weiß der Sprachwissenschaftler die Antwort sofort, bei anderen Fragen dauert die Klärung manchmal länger, doch der Rückruf der Innsbrucker Sprachtelefonisten ist garantiert. Wobei schon nach zwei Jahren Sprachauskunft die Bezeichnung Sprachtelefon fast überholt ist: 40 Prozent der Fragen kommen via Telefon, ebenso viele unter sprachtelefon@uibk.ac.at via E-mail.

Das Sprachtelefon

Tel: 0512-507-40 61
(Mo-Fr 10-12 Uhr)
Fax: 0512-507-28 37
Mail: sprachtelefon@uibk.ac.at
Adresse: Sprachtelefon
Institut für Sprachen
und Literaturen
Abt. Sprachwissenschaft
Universität Innsbruck
Innrain 52, 6020 Innsbruck

Eine unüberhörbare wortlose Sprache

uni & kultur



Johann Weinhart (re.) mit Rektor Moser (li.) und Dr. Emmerich Beneder beim Werk „Die Flamme“.

Die Werkschau des Bildhauers Johann Weinhart aus Biberwier im Ausstellungsraum des Instituts für Kunstgeschichte wurde für alle Besucher zu einem beeindruckenden Erlebnis, weil die gezeigten Bronzefiguren des Künstlers kaum einen Betrachter unberührt lassen und zur emotionalen und geistigen Auseinandersetzung

auffordern. Die Themen der Plastiken von Weinhart sind enorm aktuell und haben eine starke Aussagekraft. Weinhart beschäftigt sich mit den Begriffen Liebe und Hass, Lust und Schmerz. Ebenso steht das Verhältnis zwischen Gott und den Menschen im Mittelpunkt seiner Werke. Besonders deutlich wird dies bei der Bronzeskulptur mit dem Titel „Ver-



Die Versuchung



Wohin

suchung“: Die Schlange der Versuchung windet sich, in einen Apfel beißend, um die DNA-Doppelhelix, jene Leiter, die die menschlichen Erbanlagen trägt: Ein nachdenklich stimmendes Symbol für die Versuchung

des Menschen, Gott und Schöpfer zu spielen. Beeindruckend ist auch das Werk mit dem Titel „Die Flamme“, das den bedeutungsvollen Untertitel „Liebe ist der Motor der Welt“ trägt.

AUSEINANDERSETZUNG MIT THEMEN DER ZEIT

In Erinnerung wird den Besuchern das Werk „Wohin“ bleiben. Weinhart zeigt hier apokalyptische Zustände, nachdem einen Atombombe die Erde trifft und alle Lebewesen verenden. Die Zerstörung der Welt ist so leicht, wo hingegen der Aufbau einer intakten neuen Welt schwer und mühselig ist. Für Weinhart wird hier das Kreuz zur Brücke ins neue Leben. Ebenfalls sehr mitreißend ist die Großplastik „Ewi-



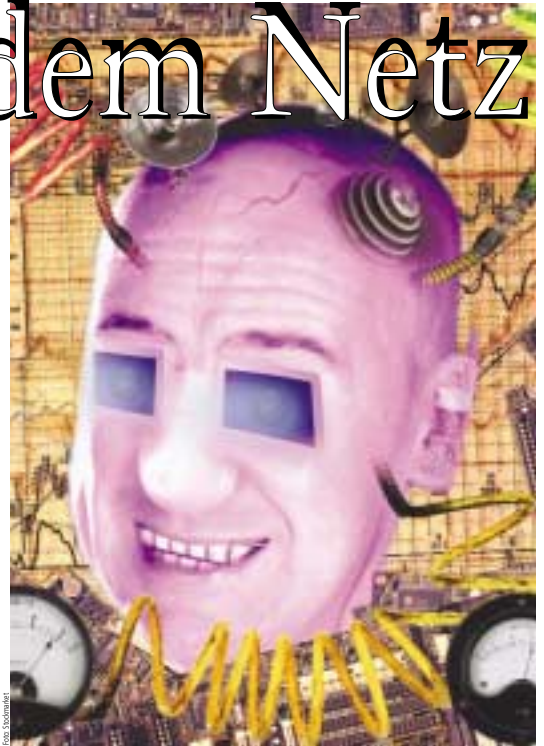
Ewiges Gewalt

ge Gewalt“. Sie zeigt einen Gewalttäter, der, weil er unerkannt bleiben will, gesichtslos dargestellt wird und dessen gewalttätige Hand das Rückgrat des manipulierten Menschen bricht. Auch dieser hat kein Gesicht, weil er zur geistlosen Masse degradiert wurde.

Chatten und Online-Spiele können zur „digitalen Droge“ werden

Süchtig nach dem Netz

Das World Wide Web (WWW) hat nicht nur eine digitale Revolution eingeleitet. Es kann auch zur „digitalen Droge“ werden, wenn es – vorwiegend in Chatrooms und bei Online-Spielen – „User“ in seinem „Netz“ festhält. Im Gegensatz zu anderen krank machenden Abhängigkeiten gibt es für die „Internetsucht“ noch keine genaue Definition. Eine der bisher wenigen Studien für Europa wurde unter Beteiligung der Universität Innsbruck erstellt.



Immer häufiger wird das Surfen im Internet zur Sucht mit teilweise gravierenden Folgen.

uni & gesellschaft

Unter „Internetsucht“, besser definiert als „Pathologischer Internet-Gebrauch“, wird der exzessive Gebrauch des Mediums verstanden. Von einem Internetsüchtigen spricht man dann, wenn sein Verhalten den wissenschaftlichen Suchtkriterien entspricht, betont Primar Dr. Hans Zimmerl. Der Wiener Neurologe beschäftigt sich als einer der wenigen Experten in Österreich mit „Internetsucht“ und hat gemeinsam mit Dr. Beate Panosch vom Institut für Biostatistik und Dokumentation der Medizinischen Fakultät der Universität Innsbruck eine Online-Umfrage im beliebtesten deutschsprachigen Chatroom, dem „Metropolis-Chatsystem“, durchgeführt. Die Studie ergab, dass 12,7 Prozent von insgesamt 473 Befragten ein suchtartiges Verhalten aufwiesen. Aus dieser Gruppe nannten 30,8 Prozent rauschähnliche Erlebnisse bei intensivem Chatten und 40,9 Prozent stuften sich selbst als „süchtig“ ein.

hängigen Österreicherinnen und Österreichern“, so Zimmerl. Knapp zwei Drittel aller Internetsüchtigen finden sich nach Angaben des Experten im Kommunikationsbereich, vor allem in den Chatrooms, knapp ein Drittel im Bereich der Online-Spiele und nur sieben Prozent im übrigen www.

„WENN ICH NUR AUFHÖREN KÖNNTE!“

In den USA wird die Anzahl der Internetsüchtigen auf rund 200.000 geschätzt. Diese Zahl entstammt einer Studie der amerikanischen Psychologin Kimberly S. Young. Young rangiert als erste „Cyber-Psychologin“ der Welt und schätzt die Internetsucht, die sie „pathological internet use“ (PIU) nennt, weltweit auf etwa sieben Prozent der „User“. Allein stehende und Arbeitslose, Personen mit einer unsicher-unreife-gemehnten Persönlichkeitsstruktur, andererseits selbstverliebte Indi-

viduen mit sadistischen Impulsen gelten laut mehreren internationalen Studien übereinstimmend als besonders gefährdet. Als „Triebfedern“ werden Realitätsflucht und -verdrängung, Experimentieren mit der eigenen Identität und Befriedigung von Spieltrieb und Kommunikationsbedürfnis betrachtet.

Zimmerl und Panosch haben auf Basis ihrer Ergebnisse folgende Liste diagnostischer Kriterien für pathologischen Internet-Gebrauch erstellt:

- Häufiges unüberwindliches Verlangen, sich ins Internet einzuloggen
- Kontrollverluste (längeres „online-Sein“ als beabsichtigt) verbunden mit diesbezüglichen
- Schuldgefühlen
- Sozial störende Auffälligkeit im engsten Kreis der Bezugspersonen (Freunde, Partner, Familie)
- Nachlassen der Arbeitsfähigkeit
- Verheimlichung/Bagatellisierung der Gebrauchsgewohnheiten

- Psychische Irritabilität bei Veränderung am Internet-Gebrauch (kann sich in Form von Nervosität, Reizbarkeit und Depression auswirken)
- Mehrfach fehlgeschlagene Versuche der Einschränkung

Wenn mindestens vier oder mehr dieser Kriterien über einen Zeitraum von mehr als sechs Monaten zutreffen, ist der pathologische Internet-Gebrauch als chronisch zu betrachten. Neben hohen Telefon- bzw. Online-Kosten, Realitätsverlust, dem Scheitern

menschlicher Beziehungen, sozialer Isolation, Arbeitslosigkeit und Verarmung kann eine ganze Reihe körperlicher Schäden entstehen. Der Körper lässt sich gegenwärtig noch nicht ins Netz laden, wer also ständig vor dem Bildschirm sitzt, riskiert Verspannungen, bis hin zu Wirbelsäulen- und Genickschäden, Beeinträchtigungen des Sehapparates sowie Dauerstress in Form von Kopfschmerzen, Schlafstörungen bis hin zu Nervenschädigungen, Kreislauf- und Gewichtsproblemen.

HOHE DUNKELZIFFER

„Österreich hat rund drei Millionen Internetnutzer. Schätzt man die täglichen User auf nur ein Drittel, also eine Million, und nimmt den bei allen weltweiten Studien bisher am niedrigsten angesetzten Anteil der Internetsüchtigen von rund drei Prozent, ergibt sich eine Zahl von zumindest 30.000 aktuell internetab-

uni & wissen

Neue Krankheit oder virtuelle Sucht?

Auch wenn es noch keine verbindliche Definition der Krankheit gibt und für eine zielführende Therapie nur Anhaltspunkte, sind sich die Wissenschaftler zumindest über das Bestehen charakteristischer Symptome einig. Ob das Internet jedoch süchtig machen kann, ist

eine Frage, welche die internationalen Experten in zwei Lager teilt. Der Begriff „Internetsucht“ wurde erstmals 1995 vom New Yorker Psychiater Ivan Goldberg, als „Internet Addiction Disorder“ (IAD) eingeführt. Er beschrieb die Abhängigkeit in diesem Zusammenhang als psychisch. Die Kri-

tiker Goldbergs lehnen den Begriff Internetsucht als unzutreffend ab, da die süchtig machenden Faktoren des Internets nicht geklärt seien und im Gegensatz zu anderen „Süchten“ die körperliche Abhängigkeit samt schwerster bis lebensbedrohlicher Entzugssymptome fehle.

Hilfsangebot

Auf den ersten Blick mag es paradox wirken, auf Hilfe für Internetsüchtige im Internet hinzuweisen. Andererseits ist aber gerade das WWW der erste „Ort“, an dem Betroffene Hilfe suchen. Information und Beratung gibt es unter anderem bei:

- <http://www.netaddiction.com>
- <http://www.med.uni-muenchen.de>
- <http://www.onlinesucht.de>
- <http://www.internetsucht.de>

uni & gesellschaft



– EINE IDEE MIT ERFOLG

Bidok ist eine virtuelle Volltextbibliothek im Internet mit Informationen sowie fachspezifischen Artikeln und Beiträgen zur Integration von Menschen mit Behinderung. Dieses Internet-Projekt besteht nun bereits seit 3 Jahren und ist am Institut für Erziehungswissenschaften eingerichtet.

Bidok ist weit mehr als eine trockene Dokumentation von theoretischen Texten: Die interaktive Volltextdatenbank bietet neben den theoretischen Grundlagen für integrative Pädagogik auch konkrete Tipps und praktische Hilfestellungen für Betroffene und deren Angehörige. Aber auch für Profis finden sich interessante Hinweise sowie Hilfestellungen für die tägliche Integrationsarbeit. Das vom Bundesministerium für Bil-

dung, Wissenschaft und Kultur geförderte Projekt unter der Leitung von Prof. Dr. Volker Schönwiese kann eine schöne Erfolgsbilanz vorweisen. Seit Bestehen der Datenbank wurden bereits 113.631 Seiten der digitalen Internetbibliothek aufgerufen. Erfreuliches Kuriosum: Es gibt keine Favoriten unter den verfügbaren Texten – alle stoßen gleichermaßen auf das Interesse der Nutzerinnen und Nutzer!



Die digitale Bibliothek Bidok wird ständig erweitert und auf den neuesten technischen Stand gebracht.

Sie ist unter: <http://bidok.uibk.ac.at> allgemein und kostenlos zugänglich.

Innsbrucker Forscher erarbeiten mit EU-Partnern eine Software für das Digitalisieren von Büchern und Zeitschriften eine automatische Texterfassung

Vom Papier ins Netz und wieder retour



menschen & wissenschaft

Der Bedarf an digitalisierten Büchern und Zeitschriften wird in Zukunft enorm steigen. Denn welcher Wissenschaftler oder Student wird in 5 oder 10 Jahren noch für ein altes Buch in die Bibliothek oder das Archiv gehen wollen? Oder gar in eine entfernte Stadt reisen wollen? Heute schon zählen „document delivery“-Dienste zu den am stärksten wachsenden Dienstleistungen von Bibliotheken.

hergestellt. Wir haben gelernt, sie zu verstehen, nun geht es darum, Programme zu entwickeln, die sich dieses Wissen zunutze machen können.

Mit dem internationalen Forschungsprojekt „METADATA ENGINE“, kurz METAE der Universitäten Innsbruck, Linz und Graz wird die Idee der Regelmäßigkeit von Büchern aufgegriffen und soll die Digitalisierung beschleunigt und verbilligt werden. Damit soll auch der Benutzer wesentlich verbesserte Zugangsmöglichkeiten zu den digitalen Büchern erhalten. Das Management des EU-geförderten Projektes (Gesamtvolumen knapp drei Millionen €) liegt in den Händen der Innsbrucker Digitalisierungsspezialisten Günter Mühlberger, Kurt Habitzel und Gregor Retti. Während derzeit das Erfassen von Inhaltsverzeichnissen, Seitenzahlen, Titeln, Impressen und anderem, was vom normalen Haupttext abweicht, manuell erfasst und dann konvertiert wird – für französische Bücher etwa in Madagaskar und für deutsche in China – soll mit METAE eine Software entwickelt werden, die ein weitgehend automatisches Erfas-

sen dieser übergeordneten „Grammatik“ ermöglicht. Ausgangspunkt für das METAE Projekt, das als weltweit führend angesehen werden kann und bereits auf reges Interesse der Universitäten Harvard, Cornell und der Library of Congress gestoßen ist, war das Projekt ALO (Austrian Literature Online) bei dem eine virtuelle Bibliothek der österreichischen Literatur geschaffen werden soll. Bei den Problemläufen stellte sich rasch heraus, dass die vorhandene Software keineswegs den Anforderungen für eine „industrielle Digitalisierung“ genügt und deshalb dringender Handlungsbedarf besteht. Die METAE Software wird gemeinsam mit einem deutschen Softwareentwicklungshaus (CCS in Hamburg) und mit der Universität Florenz entwickelt. Kooperiert wird zudem mit insgesamt 14 Partnern aus sieben europäischen Staaten, u.a. mit der Bibliothèque Nationale de France (mit 80.000 Online-Büchern) und der auf die Digitalisierung spanischsprachiger Texte spezialisierten VirtualCervantes-Bibliothek der Uni Alicante, die mit Unterstützung einer großen Bank mehr als 30.000 Bücher digitalisiert.

Als Textgrundlage für METAE dienen Bücher, die ab etwa 1820 erschienen sind, als durch Einführung der Schnellpresse gewisse Normen in der Buchherstellung eingeführt wurden. Die Software soll aber auch die Digitalisierung von Zeitschriften ermöglichen, die ebenfalls genügend Gemeinsamkeiten in ihrem Aufbau aufweisen. Verzichtet wird – vorerst wenigstens – auf Textsorten wie Flugschriften, Noten oder auch Zeitungen, die sich zu sehr in ihrer Struktur unterscheiden.

Die neue Software sollte später auch das Browsen der digitalisierten Bücher im Internet erleichtern und damit die Arbeitsmöglichkeiten an digitalisierten Texten erweitern. Zudem ergibt sich eine weitere Perspektive. Wenn von Büchern dank der Digitalisierung ein elektronisches Muster existiert, würde sich damit auch ein Neudruck dieser digitalen Bücher auf Papier verbilligen. Denkbar also, dass alte und vergiffene Bücher rascher wieder als Neuausgaben auf den Markt kommen.

<http://meta-e.uibk.ac.at/>
<http://www.literature.at/>

Doch das Digitalisieren von Druckwerken befindet sich noch in einem vorsintflutlichen Stadium. Die dabei verwendete Software kann zwar die digitalen Bilder in Texte umwandeln (OCR - Optical Character Recognition), die Struktur und Hierarchie des Buches geht bei diesem Vorgang jedoch völ-

lig verloren. Dabei unterliegen Druckwerke einer starken Logik, Titelseiten stehen immer rechts und verfügen über die größten Schriftzeichen eines Buches, Inhaltsverzeichnisse finden sich meist vorne oder ganz hinten, Fußnoten am Ende einer Seite oder eines Kapitels und sind mit kleinerer Schrift gesetzt und so weiter. Seit Jahrhunderten werden Bücher in der europäischen Buchtradition so

uni & gesellschaft

SPRACHEN LERNEN LEICHT GEMACHT!

„O almirante português ...“ erschallte es Ende März aus dem Seminarraum des Instituts für Translationswissenschaft, wo Jung und Alt am Ende des EuroCom-Kompaktsprachkurses „Romanische Sprachen sofort lesen können“ mit Inbrunst ein portugiesisches Lied sangen und damit der getesteten EuroCom-Methode ein unüberhörbar positives Zeugnis ausstellten. Die internationale Sprachmethode „EuroCom“, die als Auftakt der Veranstaltungen zum Europäischen Jahr der Sprachen von Prof. Lew Zibatow vorgestellt wurde,

eröffnet den Europäern damit einen realistischen Weg zur Mehrsprachigkeit. Die Methode nutzt die Verwandtschaft von genetisch verwandten Sprachen. Kennt man eine Brückensprache innerhalb der romanischen, slawischen oder germanischen Sprachfamilie, so erlaubt die EuroCom-Methode, sich in kürzester Zeit Lesekompetenz in der jeweiligen Sprachfamilie anzueignen. Denn keine Fremdsprache ist absolutes Neuland und EuroCom hilft

durch systematisches Analysieren der Ähnlichkeiten und Unterschiede der Sprachen mit Hilfe der sogenannten „Sieben Siebe“ das



Prof. Lew Zibatow (oben mi.) stellte die EuroCom-Methode vor, die den Spracherwerb deutlich erleichtert. Das Interesse war sehr groß (Bild li.).

Eigene und Vertraute in den vermeintlich fremden Sprachen zu erkennen. Bekannte internationale Wörter oder Wörter lateinischen Ursprungs werden aus einem Text

herausgesiebt und durch Erkennen von Lautentsprechungen lernt man schnell, sich in einer anderen Sprache zurechtzufinden, ohne viel Grammatik und Vokabeln pauken zu müssen. EuroCom will durch einen spielerischen und intuitiven Zugang auch die Schwellenängste nehmen, eine neue Sprache zu lernen.

Die Methode EuroCom, die 1999 das Europasiegel für innovative Sprachprojekte erhielt, ist damit ein brauchbares Hilfsmittel, um die Mehrsprachigkeit in Europa zu fördern und damit zum Verständnis der unterschiedlichen europäischen Kulturen beizutragen.

Der Innsbrucker Mikrobiologe Hermann Strasser leitet ein internationales EU-Forschungsprojekt zur biologischen Schädlingsbekämpfung von Mai- und Junikäfern

Ein Käfer fliegt selten allein

„Doch die Käfer, kritzle, kratze! Kommen schnell aus der Matratze.“ Schon Max und Moritz kannten die Vorzüge des Maikäfers: Der etwas tollpatschige Brummer lässt sich leicht fangen und eignet sich vorzüglich zum Erschrecken! Wörüber sich vor allem Kinder und seine Fressfeinde (Vögel, Maulwürfe und Dachse) im heurigen Mai wieder einmal freuten, verursachte bei Bauern, Gärtnern und Gartenbesitzern Kopfzerbrechen.



uni & forschung

Maikäfer bringen Freud und Leid. Denn die Käfer bzw. seine Larven, die Engerlinge, können bei massenhaftem Auftreten (ab 30 Engerlinge pro m² im Boden) ganze



Landstriche kahl fressen und für massive Ernteauffälle sorgen. Laut der Maikäferflugkarte des Bundesamtes und Forschungszentrums für Landwirtschaft ist im gesamten Inntal in Tirol alle 12 Jahre mit einer Maikäferinvasion zu rechnen. Dies hängt damit zusammen, dass der Entwicklungszyklus des Maikäfers im Unterinntal seit 1960, aufgrund des möglichen Temperaturanstiegs, nur mehr 3 Jahre dauert, im kälteren Oberinntal aber 4 Jahre. Während sich die nur bis zu 6 Wochen lebenden Kä-

fer auf die Blätter von Obst- und einheimischen Laubbäumen spezialisiert haben, gelten Löwenzahnwurzeln als die Lieblingsspeise der Engerlinge, jedoch sind bei ihrer Anwesenheit sämtliche Pflanzen, ob genießbar oder giftig, in Gefahr, empfindlich im Wurzelbereich geschädigt zu werden.

WAS DER KIRCHLICHE BANN NICHT SCHAFFTE

Um dieser Plage Herr zu werden, wurden verschiedenste Mittel und Methoden zur Bekämpfung angewandt – weder ein kirchlicher Bann im Mittelalter, eine gesetzliche Sumpfpflicht durch die ortsansässige Bevölkerung, noch der Einsatz von mechanischen und chemischen Bekämpfungsmitteln führten zum Ziel, die Käferpopulation nachhaltig auf ein akzeptables Maß zu reduzieren. Der Innsbrucker Mikrobiologe Hermann Strasser beschäftigt sich seit 1994 in enger Zusammenarbeit mit Andreas Koutny von der Landeslandwirtschaftskammer Tirol, und momentan unterstützt durch das EU-Projekt „BIPESCO“ mit der biologischen

Bekämpfung des Maikäfers. „Es geht darum, durch den Pilz *Beauveria brongniartii*, der als natürlicher Gegenspieler des Maikäfers gilt, die extremen, aber natürlichen Schwankungen in der Käferpopulation auszugleichen, und damit massenhaftes Auftreten zu vermeiden ohne den Käfer auszurotten“, erklärt Strasser seine Strategie.

... BESORGT DER PILZ: BIOLOGISCHE SCHÄDLINGSBEKÄMPFUNG...

Der Pilz, der meist in Maikäferbefallgebieten in der natürlichen Bodenflora vorhanden ist, wurde von Strasser und seinem Team auf seine biologische Wirkung und Unbedenklichkeit nach den strengen EU-Richtlinien für die Zulassung von neuen Pflanzenschutzpräparaten geprüft.



Der Pilz wird auf einem sterilen Gersenkorn angezchtet und mit Hilfe einer Schlitzsämaschine mit 30 bis 50 kg pro Hektar und Jahr in den Boden eingearbeitet. Er befällt nur alle Stadien des Maikäfers und ist damit absolut wirtsspezifisch, sodass Regenwürmer und andere Nützlinge im Boden keinen Schaden nehmen. Die Sporen des Pathogens dringen mit einem Keimschlauch ins Körperinnere vor und durchwachsen den Körper mit ihrem Pilzgeflecht. Der Engerling wird regelrecht mumifiziert und verendet nach ein bis zwölf Wochen. Der Pilz über-

wächst mit seinem weißen Pilzgeflecht die Larve, und verbreitet sich auch außerhalb des toten Kadavers in den Hohlräumen des Bodens, wo der Pilz bis zu 10 Jahre seine Schutzwirkung gegen den Maikäfer aufrecht erhält. „Der Wirkungsgrad des Pilzes liegt bei 80-90%, was den EU-Richtlinien entspricht. Das Produkt Melocont“-Pilzgerste ist durch unsere positiven Untersuchungsergebnisse inzwischen auch in Österreich zugelassen“, freut sich Strasser. „Mit Hilfe von Netzabdeckungen und mechanischen Maßnahmen wie Bodenpflügen in Kombination mit dem Pilzpräparat wird ein nahezu hundertprozentiger Schutz erreicht!“

GENEHN MAI- UND JUNIKÄFER

Aufbauend auf die positiven Erfahrungen mit der biologischen Maikäferbekämpfung arbeitet Strasser gerade daran, auch gegen den Gartenlaubkäfer, dessen bekannterer, aber falscher Name Junikäfer ist, ein biologisches Pflanzenschutzpräparat auf der Basis des Pilzes *Metarhizium anisopliae* auf den Markt zu bringen, das ebenso wirtsspezifisch und effizient ist wie der Maikäferpilz.



uni & die welt

EINE TIROLER IDEE. UND EIN KONGRESS MIT FOLGEN

Vom 17.-21. April 2001 fand in der bosnisch-herzegowinischen Hauptstadt und Innsbrucker Partnerstadt Sarajevo der erste Weltkongress zum Thema „Katastrophen und Katastrophenmanagement in Museen“ statt. Drei Tage lang trafen sich 125 Experten aus 17 Nationen und diskutierten über ihre Erfahrungen in und während Katastrophensituationen. Mitveranstaltet wurde dieser Kongress von Dr. Gerhard Tarmann, Leiter der Naturwissenschaftlichen Sammlung des Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, und koordiniert von Frau Dr. Sylvia Mader, Absolventin der Kunstgeschichte an der Universität Innsbruck.

Jene, die selbst in Katastrophen waren, informierten jene, die für



Das Zvezdarski Muzej in Sarajevo war der Austragungsort der internationalen Konferenz

die Sicherheit von Kulturerbe Verantwortung tragen, über den oft so wichtigen Unterschied zwischen Theorie und Praxis. Erdbeben, Feuer, Überschwemmungen, Krieg und Vandalismus waren zwar die Hauptthemen, doch auch die „inneren“ Gefahren wie unzureichende Lagerung von Sammlungen, Zerstörung durch unge-

schulstes Personal und falsches Management wurden diskutiert. Gerade Krieg und Vandalismus waren im Zvezdarski Muzej, dem Veranstaltungsort, allgegenwärtig, musste es doch während der Kriegsjahre 1992 bis 1995 über 60 Granattreffer und Tausende Einschüsse hinnehmen. Bei den Rettungsaktionen kamen zahlreiche

Mitarbeiter, darunter auch der damalige Direktor, Dr. Rizo Sijaric ums Leben.

„Peace through Nature“ – Eine unkonventionelle Zukunftsidee für den Frieden

Am Ende des Kongresses standen nicht nur akademischer Austausch von Informationen, sondern auch eine innovative Idee zur Friedensstiftung: Große Beachtung fand eine zum Abschluss des Kongresses von Gerhard Tarmann vorgestellte recht unkonventionelle Idee, die ein interessantes Zukunftsmodell für Frieden und Zusammenarbeit für Bosnien und Herzegowina darstellen können. Das ethnisch tief gespaltene Land leidet noch schwer unter den Folgen des Krieges und

das gegenseitige Misstrauen verhindert vielfach eine positive Zukunftsentwicklung. Religion, Sprache, Musik, Kunst und Kultur sowie das Alltagsleben sind zwischen den einzelnen ethnischen Volksgruppen nach wie vor tief gespalten. Es muss daher ein gemeinsamer Nenner gefunden werden, der eindeutig außerhalb dieses Teufelskreises angesiedelt und für alle Volksgruppen von gleicher Bedeutung ist. Dies könnte die fantastische, teilweise noch fast unberührte Natur des Landes sein. Das Projekt unter dem Namen „Peace through Nature“ (Friede durch Natur) sieht vor, dass Schüler und Gruppen von naturinteressierten Laien unter Anleitung von Experten eine botanisch-zoologische Bestandsaufnahme des Landes durchführen, damit könnte die Jugend endlich wieder gemeinsam an der Zukunft ihres Landes arbeiten.

Natürliche UV-Schutzsubstanzen sollen dem Menschen zu Gute kommen

Warum Forellen keinen Sonnenbrand bekommen

menschen & wissenschaft

Die „Bewohner“ alpiner Seen – Fische und Mikroorganismen – können sich durch bestimmte Substanzen vor hohen UV-Belastungen schützen. Ein Forscherteam des Institutes für Zoologie und Limnologie will nun diesen natürlichen Sonnenschutz von Fisch und „Konsorten“ für den Mensch nutzbar machen.

Alpine Seen sind aufgrund ihres geringen Gehaltes an gelöstem, organischen Material (wie zum Beispiel Humus) einer sehr hohen UV-Belastung aus-

gesetzt. Organismen, die in solchen Ökosystemen leben, haben daher Anpassungsmechanismen entwickelt, um mit diesen hohen Strahlungswerten umgehen zu können, eine Fähigkeit, von der auch der Mensch profitieren könnte, so Univ.-Prof. Dr. Ru-



ben Sommaruga vom Institut für Zoologie und Limnologie der Universität Innsbruck. Sommaruga und seine beiden Mitarbeiter hatten die natürlichen UV-Schutzsubstanzen, so genannte mykospurinähnliche Aminosäuren (MAA), in Organismen aus dem Gossekölsee im Tiroler Kühtal entdeckt. Derartige Substanzen im Süßwasser waren bisher unbekannt.

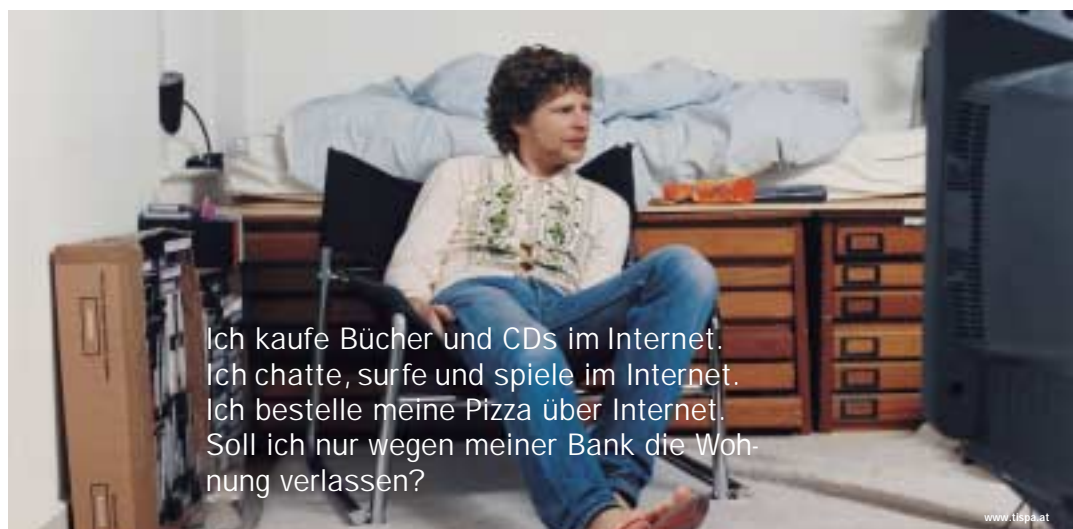
„Den natürlichen UV-Blocker von bestimmten Süßwasserorganismen und

dessen ökologische Bedeutung genau zu erforschen, ist gerade angesichts erhöhter UV-B-Strahlungswerte bedeutsam und könnte zur Entwicklung neuer hochwirksamer Sonnenschutzmittel beitragen“, betont der Wissenschaftler. Natürliche UV-Schutzsubstanzen wurden bisher in Mikroalgen, bodenbewohnenden Blaualgen, bei Rädertieren (winzigsten Vielzellern), Ruderfußkrebsen und unter anderem bei Bachforellen gefunden. Bei Fischen kommen die

natürlichen UV-Schutzsubstanzen hauptsächlich in den Augen konzentriert vor.

Das Forscherteam will nun aufklären, wie effizient die natürlichen UV-Schutzsubstanzen bei verschiedenen Organismen sind und welche Umweltfaktoren für die Bildung dieser Substanzen wichtig sind. Diese Fragen sollen in Laborexperimenten und durch Freilanduntersuchungen geklärt werden. Das Forschungsprojekt läuft drei Jahre und wird vom FWF gefördert. Bis zur Entwicklung einer Sonnencreme mit „Fisch- oder Algenfaktor“ ist aufbauend auf diesen Grundlagenarbeiten laut Sommaruga mit einem weiteren langjährigen Forschungsaufwand zu rechnen.

Impressum: Medieninhaber: Leopold-Franzens-Universität Innsbruck, Christoph-Probst-Platz, 6020 Innsbruck. Herausgeber: Rektor Hans Moser. Chefredaktion: Uwe Steger. Beirat: AG Unizeitung. Autoren: Silvia Prock, Andreas Hauser, Christian Platz, SciNews (Mag. Gabriela Rampl, POB 288, 6010 IBK, 0699-10423755), Büro TUBA. Redaktionsadresse: Büro für Öffentlichkeitsarbeit, Christoph-Probst-Platz, Innrain 52, 6020 Innsbruck; Tel.: 0512/507-2591, Fax: 0512/507-2814; e-mail: public-relations@uibk.ac.at; www.uibk.ac.at/c115. Fotos: Murauer, G. Köck, Franz Fiederer, Landesmuseum Ferdianum/Zemaljski Muzej, stockmarket, MEV, Hermann Strasser, Andreas Stögerer, Niko Hofinger, Universität. Graphische Gestaltung: Wachter Design, Defreggerstr. 38, 6020 Innsbruck. Druck: Intergrafik, Ing.-Etzel-Straße 32, 6020 Innsbruck.



Ich kaufe Bücher und CDs im Internet.
Ich chatte, surfe und spiele im Internet.
Ich bestelle meine Pizza über Internet.
Soll ich nur wegen meiner Bank die Wohnung verlassen?

Im wirklichen Leben zählen die richtigen Antworten.

>>DarkMaster: Hast du eigentlich einen Job? >>Susi X: Jaaaa ... ich arbeite bei einer Bank. >>DarkMaster: Da komm ich gerade her: www.sparkasse.at >>Susi X: So werden wir uns aber nie kennen lernen!!! >>DarkMaster: Man soll Beruf und Privatleben sowieso nie vermischen ... :)

TIROLER SPARKASSE BANK